

RECLAM BIBLIOTHEK

Marcel Proust

Auf der Suche
nach der verlorenen Zeit

Band 3

Der Weg nach Guermites

Übersetzung und Anmerkungen

von Bernd-Jürgen Fischer

Reclam

Inhalt

Der Weg nach Guermantes

Erster Teil 9

Zweiter Teil

Erstes Kapitel 422

Zweites Kapitel 467

Anhang

Zum dritten Band der Ausgabe 803

Anmerkungen 805

Literaturhinweise 959

Inhaltsübersicht 970

Namenverzeichnis 984

FÜR LÉON DAUDET

Dem Autor

DER REISE SHAKESPEARES,
DER ABREISE DES KINDES,
DES SCHWARZEN STERNS,
DER GEISTER UND LEBENDEN,
DER WELT DER BILDER,
SO VIELER MEISTERWERKE,

Dem unvergleichlichen Freund

ALS ZEUGNIS
DER DANKBARKEIT UND BEWUNDERUNG

M. P.

ERSTER TEIL

Das morgendliche Tschilpen der Vögel erschien Françoise nur abgeschmackt. Jedes Wort der »bonnes« ließ sie zusammenfahren; von jedem ihrer Schritte belästigt, fragte sie sich, wofür sie denn gut sein sollten; wir waren nämlich umgezogen. Sicher, die Dienstboten hatten sich im »Sechsten« unseres früheren Wohnhauses auch nicht weniger bewegt; die aber kannte sie; ihr Kommen und Gehen war für sie zur vertrauten Angelegenheit geworden. Nun jedoch brachte sie sogar der Stille eine leiderfüllte Aufmerksamkeit entgegen. Und da unser neues Viertel ebenso ruhig zu sein schien, wie der Boulevard, an dem wir bisher gewohnt hatten, laut war, trieb der Gesang (deutlich selbst von fern, wenn er so leise erklingt wie ein Orchester-Motiv) eines vorübergehenden Mannes der exilierten Françoise Tränen in die Augen. Aber wenn ich mich einerseits über sie lustig gemacht hatte, die untröstlich darüber war, eine Wohnung verlassen zu müssen, in der man »von allen so hoch geachtet« wurde, wo sie, den Riten von Combray getreu, weinend ihre Koffer gepackt und beteuert hatte, dass unsere bisherige allen anderen denkbaren Wohnungen weit überlegen gewesen sei, kam ich andererseits, der ich mich mit ebenso großer Schwierigkeit an neue Dinge gewöhnte, wie ich alte mit Leichtigkeit aufgab, unserer alten Dienerin wieder näher, als ich sah, wie sie von dem Einzug in ein Haus, wo sie vom Concierge, der uns noch nicht kannte, die für ihr seelisches Wohlbefinden unabdingbaren Bezeugungen der Wertschätzung noch nicht empfangen hatte, in einen dem Siechtum nicht unähnlichen Zustand versetzt worden war. Sie allein konnte mich verstehen; ihr junger Laufbursche hätte das gewiss nicht getan; für ihn, den so wenig mit Combray verband wie nur möglich, war umziehen, in einem anderen Viertel wohnen, wie Urlaub, wobei die Neuheit der Dinge so viel Erholung schenkte,

wie es eine Reise getan hätte; er kam sich vor wie auf dem Land; und ein Schnupfen vermittelte ihm, wie ein »Windstoß« durch das schlecht schließende Fenster eines Eisenbahnwagens, das köstliche Gefühl, weit herumgekommen zu sein; bei jedem Niesen freute er sich, eine so schicke Stelle gefunden zu haben, wo er sich doch schon immer Herrschaften gewünscht hatte, die viel reisen würden. Also wandte ich mich direkt an Françoise, ohne weiter an ihn zu denken; so wie ich über ihre Tränen bei einem Abschied gelacht hatte, der mich kaltließ, zeigte sie sich eisig angesichts meiner Traurigkeit, da sie diese teilte. Mit der angeblichen »Sensibilität« der Nervösen wächst ihr Egoismus; sie können bei anderen die Zurschaustellung von Beschwerden nicht ertragen, denen sie bei sich selbst zunehmende Aufmerksamkeit widmen. Françoise, die auch die geringfügigste Unpässlichkeit nicht unbemerkt vorübergehen ließ, wenn sie selbst sie verspürte, wandte den Kopf ab, wenn ich litt, damit ich nicht das Vergnügen hätte, mein Leiden beklagt, ja, nur bemerkt zu sehen. Genauso machte sie es, sobald ich mit ihr über unsere neue Wohnung sprechen wollte. Im übrigen, als sie nach zwei Tagen aus der, die wir gerade verlassen hatten, einige zurückgebliebene Kleidungsstücke holen musste, während ich infolge des Umzugs noch »Temperatur« hatte und mich wie eine Boa, die einen Bullen verschluckt hat, von einem langen Buffet schmerzlich gebläht fühlte, das mein Blick erst noch zu »verdauen« hatte, kam Françoise zurück und erklärte mit der Treulosigkeit der Frauen, dass sie auf unserem alten Boulevard zu ersticken gemeint habe, dass sie sich auf dem Weg dorthin »völlig aus dem Gleis« gefühlt, dass sie noch niemals derart unbequeme Treppen zu Gesicht bekommen habe, dass sie »nicht für ein Königreich« dort wieder wohnen wollen würde, gäbe man ihr auch Millionen – eine müßige Annahme –, und dass *alles* (das heißt, alles was Küche und Korridore anbetraf) in unserer neuen Wohnung viel besser »gerichtet«

sei. Nun, es ist an der Zeit zu sagen, dass es sich bei dieser Wohnung, in die wir gezogen waren, weil es meiner Großmutter nicht sehr gut ging und sie bessere Luft brauchte, wobei wir uns gehütet hatten, ihr diesen Grund zu nennen, um ein Appartement handelte, das zum Stadtpalais der Guermites gehörte.

In dem Alter, in dem die Namen, da sie uns das Bild des nicht Erkennbaren bieten, das wir selbst in sie hineingelegt haben, und uns dadurch in dem Augenblick, in dem sie auch für uns einen wirklichen Ort bezeichnen, zwingen, das eine mit dem anderen so sehr gleichzusetzen, dass wir uns aufmachen, in einer Stadt eine Seele zu suchen, die sie nicht enthalten kann und die wir doch nicht mehr aus ihrem Namen vertreiben können, sind es nicht nur die Städte und Flüsse, denen sie eine Individualität verleihen wie allegorische Gemälde, ist es nicht nur das physikalische Universum, das sie in unterschiedlichen Farben schillern lassen und mit Wunderbarem erfüllen, sondern auch das gesellschaftliche Universum: Nun hat jedes Schloss, jedes berühmte Stadthaus oder Palais seine Dame oder seine Fee, wie die Wälder ihre Geister und die Gewässer ihre Gottheiten. Manchmal verwandelt sich die Fee, verborgen in der Tiefe ihres Namens, je nach den Wechselfällen im Leben unserer Phantasie, von der sie genährt wird; und so begann auch die Atmosphäre, in der Madame de Guermites in mir existierte, ihre Farben, nachdem sie über Jahre der bloße Widerschein eines Glases der Laterna magica oder eines Kirchenfensters gewesen war, zu verblassen, als ganz andere Träume sie mit schäumenden Schwämmen von Nässe schwängerten.

Indes, die Fee geht zugrunde, wenn wir uns der wirklichen Person nähern, der ihr Name entspricht, denn nun beginnt der Name diese Person widerzuspiegeln, und sie enthält nichts von der Fee; die Fee kann wiederauferstehen, wenn wir uns von der Person entfernen; doch wenn wir in ihrer Nähe verharren, stirbt die Fee

endgültig, und mit ihr der Name, wie die Familie der Lusignans, die an dem Tag erlöschen sollte, an dem die Fee Melusine endgültig verschwinden würde. Von nun an ist der Name, unter dessen verschiedenen Übermalungen wir schließlich am Ursprung das schöne Porträt einer Fremden finden könnten, die wir niemals gekannt haben, nur noch das schlichte Ausweisfoto, auf das wir zurückgreifen, wenn wir wissen wollen, ob wir eine vorübergehende Person kennen, ob wir sie grüßen müssen oder nicht. Doch wenn eine Empfindung aus einem früheren Jahr – wie diese Geräte zur Musikaufzeichnung, die den Klang und den Stil der verschiedenen Künstler bewahren, die darauf einspielten – unserem Gedächtnis erlaubt, uns diesen Namen in jener besonderen Färbung hören zu lassen, die er damals für unser Ohr hatte, diesen dem Anschein nach unveränderten Namen, dann spüren wir den Abstand der Träume voneinander, die seine gleichgebliebenen Silben einen um den anderen für uns bezeichneten. Für einen Augenblick können wir aus der erneut gehörten Koloratur, die er in irgendeinem vergangenen Frühjahr aufgewiesen hatte, die treffenden, vergessenen, geheimnisvollen und frischen Abstufungen der Tage, an die wir geglaubt hatten uns zu erinnern, herausziehen wie kleine Tuben von jener Art, die man zum Malen benutzt, während wir doch wie schlechte Maler unserer ganzen, auf einer einzigen Leinwand hingestreckten Vergangenheit die konventionellen, allesamt gleichen Töne des bewussten Sich-Erinnerns verliehen hatten. Nun, ganz im Gegenteil, jeder der Augenblicke, aus denen sie sich zusammensetzte, verwendete für eine eigenständige Schöpfung, in einem einzigartigen Zusammenklang, die damaligen Farben, die wir nicht mehr erkennen und die mich, zum Beispiel, ganz unvermittelt wieder hinreißen, wenn dank irgendeines Zufalls der Name der Guermantes für einen Augenblick nach so vielen Jahren wieder den von seinem heutigen Klang so verschiedenen annimmt, den er

am Tag der Hochzeit von Mademoiselle Percepied für mich hatte, und er mir diese so sanfte, zu gleißende, zu neue Farbe von Malven wiederbringt, mit der sich das bauschige Halstuch der jungen Herzogin samten überzog, und ihre wie ein unpflückbares und wiedererblühtes Vergissmeinnicht von einem blauen Lächeln durchsonnten Augen. Und der Name der Guermentes von damals ist auch wie einer dieser kleinen Ballons, die man mit Sauerstoff oder einem anderen Gas gefüllt hat: Wenn es mir gelingt, ihn zum Platzen zu bringen, das heraustreten zu lassen, was er enthält, atme ich die Luft von Combray in jenem Jahr, an jenem Tage ein, untermischt mit einem Geruch nach Weißdorn, aufgerührt vom Wind aus der Ecke am Marktplatz, Vorbote des Regens, der abwechselnd die Sonne verschleierte und dann ihr wieder erlaubte, sich auf dem rotwollenen Teppich der Sakristei auszubreiten und sie mit dem leuchtenden, fast rosa Fleischrot von Geranien und mit dieser sozusagen Wagnerschen Milde im Jubel, die dem Fest so viel Adel bewahrt, zu überkleiden. Aber selbst wenn außerhalb der seltenen Augenblicke wie diesem, in denen wir plötzlich spüren, wie das ursprüngliche Wesen erschauert und seine Gestalt und Zier inmitten der inzwischen so toten Silben wieder annimmt, die Namen im schwindelerregenden Strudel des täglichen Lebens, in dem sie nur noch einem ganz und gar praktischen Gebrauch dienen, alle Farbe verloren haben wie ein regenbogenfarbener Kreisel, der sich zu schnell dreht und grau erscheint, so sehen wir doch auch umgekehrt, wenn wir in Träumereien befangen nachdenken und, um in die Vergangenheit zurückzukehren, versuchen, die beständige Bewegung, von der wir mitgerissen worden sind, zu bremsen, sie aufzuheben, wieder nach und nach, in Überlagerung, doch jede gänzlich verschieden von den anderen, die Farbtöne erscheinen, die uns ein und derselbe Name im Laufe unseres Daseins nacheinander darbot.

Welche Gestalt sich vor meinen Augen bei diesem Namen Guermantes abzeichnete, als mich meine Amme – die zweifellos genauso wenig wie ich heute wusste, zu wessen Ehren es komponiert worden war – zu diesem alten Lied wiegte: *Lobpreiset die Marquise von Guermantes*, oder als einige Jahre später der alte Marschall von Guermantes mein Kindermädchen mit Stolz erfüllte, weil er in den Champs-Élysées stehenblieb, ausrief: »Was für ein schönes Kind!« und aus einer Bonbonschachtel ein Schokoladenplätzchen nahm, das weiß ich natürlich nicht. Diese Jahre meiner frühen Kindheit sind nicht mehr in mir, sie liegen außerhalb von mir, ich kann darüber, wie auch über das, was vor unserer Geburt geschehen ist, ausschließlich durch die Berichte anderer erfahren. Doch später finde ich in der Fortdauer dieses einen Namens in mir sieben oder acht verschiedene, einander ablösende Gesichter; die ersten waren die schönsten: Von der Wirklichkeit gezwungen, eine unhaltbare Stellung aufzugeben, verschanzte sich mein Traum von neuem ein bisschen weiter hinten, bis er abermals gezwungen wurde, zurückzuweichen. Und änderte zugleich mit Madame de Guermantes sein Domizil, das ebenfalls aus diesem Namen hervorgegangen war, den Jahr für Jahr dieses oder jenes aufgeschnappte Wort befruchtete, das meinen Träumereien neue Wendungen gab; dieses Domizil spiegelte sie sogar in seinen Steinen wider, die reflektierend geworden waren wie die Oberfläche einer Wolke oder eines Sees. Ein schwereloser Bergfried, der nur aus einem Streifen orangefarbenen Lichts bestand und von dessen Höhe herab der Lehnsherr und seine Dame über Leben und Tod ihrer Vasallen entschieden, hatte – ganz am Ende dieser »Seite von Guermantes«, auf der ich an so vielen schönen Nachmittagen mit meinen Eltern zusammen dem Lauf der Vivonne gefolgt bin – einer von Wildbächen durchströmten Landschaft Platz gemacht, in der die Herzogin mir das Forellenfischen und die Namen der violetten und rötlichen

Blütentrauben beibrachte, die die niedrigen Mauern der umliegenden Einfriedungen schmückten; dann war es das Erbland gewesen, das poetische Landgut, auf dem dieses hochmögende Geschlecht der Guermantes sich schon damals, gleich einem güldenen, kreuzblumengezierten Turm, der die Zeitalter durchquert, über Frankreich erhob, als der Himmel noch leer war an jenen Stellen, wo später Notre Dame de Paris und Notre Dame de Chartres aufragen sollten; damals, als sich noch nicht auf dem Kamm des Hügels von Laon das Schiff der Kathedrale niedergelassen hatte wie die Arche der Sintflut auf dem Gipfel des Berges Ararat, angefüllt mit Erzvätern und Gerechten, die sich angstvoll aus den Fenstern lehnen, um zu sehen, ob der Zorn Gottes sich gelegt hat, befrachtet mit allerlei Gewächs, das sich vermehren soll auf Erden, überquellend von Getier, das sich sogar bis in die Türme verteilt, auf deren Dächern Rinder sich friedlich ergehen und von oben die Ebenen der Champagne betrachten; damals, als der Reisende, der Beauvais am frühen Abend verließ, noch nicht, wenn er sich umwandte, die schwarzen, verästelten, auf dem goldenen Fächer des Sonnenuntergangs entfalteten Flügel der Kathedrale ihm folgen sah. Dieses Guermantes war wie der Entwurf eines Romans, wie eine imaginäre Landschaft, die ich mir nur mit Mühe vorstellen konnte und also erst recht zu entdecken begehrte, eine Enklave inmitten wirklicher Ländereien und Straßen, die sich zwei Meilen vor einem Bahnhof unverhofft mit heraldischen Eigentümlichkeiten sättigen würde; ich entsann mich der Namen benachbarter Ortschaften, als ob sie am Fuße des Parnass gelegen hätten oder des Helikon, und sie erschienen mir von besonderem Wert als die materiellen Voraussetzungen – in einer topographischen Wissenschaft – für die Herbeiführung einer geheimnisvollen Naturerscheinung. Ich sah wieder die gemalten Wappenschilde auf den Sockeln der Kirchenfenster von Combray, deren Felder sich Jahrhundert um Jahrhundert mit all den Lehen

gefüllt hatten, die dieses illustre Haus durch Heirat oder Kauf aus allen Ecken Deutschlands, Italiens und Frankreichs auf sich versammelt hatte: Riesige Ländereien im Norden und mächtige Städte im Süden hatten sich zusammengeschart und unter dem Namen Guermantès vereinigt, um unter Aufgabe ihrer Dinglichkeit ihren grünen Bergfried oder ihr silbernes Kastell allegorisch in sein blaues Feld einzutragen. Ich hatte von den berühmten Wandteppichen von Guermantès gehört, und ich sah, wie sie sich mittelalterlich, blau und ein wenig grob wie eine Wolke vor dem amarantfarbenen legendären Namen am Rande des uralten Waldes abhoben, in dem Childebert so häufig jagte, und mir schien, ich könnte in die Geheimnisse des tiefen, rätselhaften Inneren dieser Ländereien, die Ferne dieser Jahrhunderte wie auf einer Reise schon allein dadurch eindringen, dass ich mich in Paris für einen Augenblick Madame de Guermantès näherte, der Herrin der Fluren und Dame vom See, als müssten ihr Antlitz und ihre Worte den örtlichen Zauber der Hochwälder und der Ufersäume enthalten und die gleichen jahrhundertealten Besonderheiten aufweisen wie die alten Urteilsammlungen in ihren Archiven. Aber dann hatte ich Saint-Loup kennengelernt; er hatte mir erklärt, dass das Schloss erst seit dem 17. Jahrhundert Guermantès heiÙe, nachdem seine Familie es gekauft hatte. Sie hatte bis dahin zwar in der Nähe gewohnt, aber ihr Titel stammte nicht aus der Gegend. Das Dorf Guermantès hatte seinen Namen nach dem Schloss erhalten, es war erst nach diesem angelegt worden, und damit es nicht den Ausblick verschandelte, lastete eine noch immer wirksame Dienstbarkeit darauf, die den Verlauf der Straßen festlegte und die Traufhöhen begrenzte. Und die Wandteppiche von Boucher waren von einem Liebhaber unter den Guermantès im 19. Jahrhundert erworben und Seite an Seite mit herzlich schlechten, von ihm selbst gemalten Jagdszenen in einem ausgesprochen hässlichen, mit falscher Seide und Plüsch dra-

pierten Salon aufgehängt worden. Durch diese Eröffnungen hatte Saint-Loup in das Schloss Elemente eingeführt, die dem Namen gänzlich fremd waren und die es mir fortan verwehrten, allein aus dem Wohlklang der Silben das Mauerwerk der Gebäude abzuleiten. Damit war das Schloss, das sich am Grunde dieses Namens in seinem See spiegelte, ausgelöscht worden, und was mir von da an als Wohnung vor Augen trat, die Madame de Guermantes umgab, war ihr Stadtpalais in Paris, das Hôtel de Guermantes, rein und lauter wie ihr Name, denn kein materieller, undurchsichtiger Fremdkörper drohte seine Klarheit zu stören und zu trüben. So wie die Kirche nicht nur das Gotteshaus bezeichnet, sondern auch die Gemeinschaft der Gläubigen, so umfasste das Hôtel de Guermantes auch alle diejenigen, die am Leben der Herzogin teilhatten, doch diese Vertrauten, die ich niemals gesehen hatte, waren für mich nur berühmte und poetische Namen, und da sie ihrerseits ausschließlich Leute kannten, die ebenfalls nichts weiter als Namen waren, trugen sie nur noch dazu bei, das Mysterium der Herzogin zu erhöhen und zu beschützen und einen weiten Lichthof um sie zu breiten, der nur ganz allmählich schwächer wurde.

Da ich mir bei den Festen, die sie gab, zu den Geladenen keinen Körper, keinen Bart, keinen Stiefel vorstellte, keine Bemerkung, die banal oder auch nur auf eine menschliche, nachvollziehbare Weise originell gewesen wäre, bewahrte dieser Strudel von Namen, der weniger Substanz mit sich führte, als es ein Geistermahl oder ein Gespensterball um diese Meißner Porzellanfigur von einer Madame de Guermantes getan hätte, ihrem gläsernen Palais die Transparenz einer Vitrine. Als mir dann Saint-Loup Anekdoten über den Kaplan und über die Gärtner seiner Cousine erzählt hatte, war das Hôtel de Guermantes zu einer Art Schloss geworden, das – wie es einstmals vielleicht irgendein Louvre gewesen sein mochte – mitten in Paris aufgrund eines uralten Rechts, das seltsamer-

weise überlebt hatte, von seinen Erbländen umgeben war, auf denen sie noch feudale Privilegien genoss. Aber dieses letzte Domizil hatte sich von selbst in Luft aufgelöst, nachdem wir in der Nachbarschaft von Madame de Villeparisis in eines der Appartements neben dem von Madame de Guermites in einem Flügel ihres Palais eingezogen waren. Es war eines dieser alten Gebäude, wie es sie vielleicht immer noch gibt und deren Ehrenhof – ob nun als Anschwemmungen, die die steigende Flut der Demokratie herantrug, oder ob als Erbe früherer Zeiten, in denen sich die Handwerke rund um den Lehnsherren ansiedelten – an seinen Seiten Läden und Werkstätten aufwies, sogar irgendwelche Schuhmacher- oder Schneiderbuden von der Art jener, die man sich an die Außenmauern der Kathedralen lehnen sieht, sofern der Schönheitssinn der Bauingenieure diese nicht freigeräumt hat, einen flickschusternden Hausmeister, der Hühner hielt und Blumen zog; und im Hintergrund, im »Wohnflügel« des Palais, eine »Gräfin«, die, wenn sie in ihrem alten Zweispänner ausfuhr, mit einigen Kapuziner-Blumen auf ihrem Hut, die dem Gärtchen der Pfortnerloge entsprungen zu sein schienen (und die neben dem Kutscher einen Lakaien hatte, der bei jedem hochherrschaftlichen Palais des Viertels abstieg und Karten knickte), unterschiedslos ein Lächeln und ein grüßendes Winken den Kindern des Pfortners und den bürgerlichen Mietern des Anwesens zusandte, die in diesem Augenblick vorüberkamen und die sie in ihrer herablassenden Liebenswürdigkeit und ihrem egalitären Hochmut miteinander verwechselte.

In dem Haus, in das wir gerade eingezogen waren, war die große Dame am Ende des Hofes eine elegante und noch junge Herzogin. Es war Madame de Guermites, und dank Françoise wusste ich sehr bald über das Palais Bescheid. Denn mit den Guermites (die Françoise oft mit den Worten »da unten« oder »da hinten« bezeichnete) beschäftigte sie sich unablässig, vom Morgen an, wenn

sie einen verbotenen, unwiderstehlichen, verstohlenen Blick in den Hof warf, während sie Maman frisierte, und sagte: »Sieh an, zwei Ordensschwwestern, das geht bestimmt nach da unten«, oder: »Oh!, die schönen Fasanen am Küchenfenster, da braucht man gar nicht erst zu fragen, von wo die kommen, der Herzog wird auf der Jagd gewesen sein«, bis zum Abend, wenn sie, während sie mir meine Sachen für die Nacht zurechtlegte, Klavierspiel hörte oder den Widerhall eines Liedchens und folgerte: »Die haben Besuch da hinten, da ist Stimmung«; in ihrem ebenmäßigen Gesicht, unter ihren mittlerweile weißen Haaren rückte ein lebensvolles, zurückhaltendes Jugendlächeln für einen Augenblick jeden ihrer Züge an seinen Platz und richtete sie hübsch in Reih und Glied aus wie zu einem Kontertanz.

Aber der Augenblick im Leben der Guermantes, der Françoises Interesse am heftigsten erregte, ihr die größte Befriedigung schenkte und sie zugleich am tiefsten bekümmerte, war genau der, in dem das Zufahrtstor seine beiden Flügel öffnete und die Herzogin ihre Kutsche bestieg. Das geschah für gewöhnlich kurz nachdem unsere Dienstboten damit fertig waren, jene Art von feierlichem Passah-Mahl zu zelebrieren, das niemand unterbrechen darf, ihr Mittagbrot genannt, und während dessen sie so gänzlich »tabu« waren, dass sich selbst mein Vater nicht erlaubte, nach ihnen zu klingeln, wohl wissend übrigens, dass sich auch beim fünften Mal niemand eher bequemen würde als beim ersten und er also diese Ungehörigkeit völlig vergeblich begangen haben würde, freilich nicht ohne selbst Schaden zu nehmen. Denn Françoise (die, seit sie eine alte Frau geworden war, zu allem und jedem das machte, was man eine »den Umständen entsprechende Miene« nennt) hätte es nicht verabsäumt, ihm den ganzen Tag über ein mit kleinen keilschriftlichen, roten Malen bedecktes Gesicht zu präsentieren, die nach außen hin in einer freilich kaum zu entziffernden Weise das

umfangreiche Memorandum ihrer Beschwerden und die tiefsten Gründe ihrer Unzufriedenheit kundtaten. Sie erläuterte sie zudem auch gern noch näher, jedoch nur ins Abseits, so dass wir die Worte nicht recht verstehen konnten. Sie nannte das – wovon sie übrigens glaubte, dass es uns zur Verzweiflung bringen würde, dass es »beschämend« und »peinlich« für uns sei – den lieben Tag lang »stille Messen« lesen.

Waren die letzten Riten vollzogen, goss sich Françoise, die wie in der Urkirche Zelebrant und Gläubige zugleich war, ein letztes Glas Wein ein, nahm ihre Serviette vom Hals, faltete sie zusammen, wobei sie noch einen Rest rote Flüssigkeit oder Kaffee von ihren Lippen wischte, schob sie in einen Ring, dankte mit einem leidenden Augenaufschlag »ihrem« jungen Laufburschen, der, um seinen Eifer zu beweisen, zu ihr sagte: »Aber, Madame, noch ein paar Trauben; sie sind äquisit«, und öffnete dann stracks das Fenster unter dem Vorwand, dass es einfach zu heiß sei »in dieser elenden Küche«. Während sie den Fensterknopf drehte und Luft schöpfte, warf sie zugleich geschickt einen völlig desinteressierten Blick auf das andere Ende des Hofes, bezog von dort ganz beiläufig die Gewissheit, dass die Herzogin noch nicht fertig war, ließ ihre verächtlichen und leidenschaftlichen Blicke einen Augenblick lang auf dem angespannten Wagen ruhen und erhob ihre Augen, nachdem sie ihnen diesen kurzen Moment der Aufmerksamkeit für irdische Dinge vergönnt hatte, zum Himmel, dessen Reinheit sie schon zuvor erraten hatte, als sie die Weichheit der Luft und die Wärme der Sonne spürte; und sie betrachtete an der Ecke des Daches die Stelle, wo jedes Frühjahr direkt oberhalb des Schornsteins meines Zimmers Tauben nisteten ähnlich denen, die in Combray in ihrer Küche gegurrt hatten.

»Ah! Combray, Combray«, rief sie aus. (Und der fast gesungene Tonfall, in dem sie diese Beschwörung vortrug, hätte ebenso wie

die arlesinische Reinheit ihrer Gesichtszüge eine mediterrane Herkunft François vermuten lassen und dass die verlorene Heimat, die sie beweinte, nur eine Wahlheimat war. Aber vielleicht würde man sich da täuschen, denn es scheint, dass es keine Provinz gibt, die nicht ihren »Süden« hätte, und wie oft begegnet man nicht Savoyarden oder Bretonen, bei denen sich all diese sanften Verschiebungen der Längen und Kürzen vorfinden, die den mediterranen Dialekt kennzeichnen!) »Ah! Combray, wann werd' ich dich wiederseh'n, teure Heimateerde! Wann werde ich den lieben langen Tag unter deinem Weißdorn und unserem schönen Flieder wandeln können und dabei den Finken und der Vivonne lauschen, deren Gemurmel klingt, als flüstere jemand, statt diese elende Klingel von unserem jungen Herrn zu hören, der keine halbe Stunde vergehen lässt, ohne mich diesen vermaledeiten Flur entlangzuseuchen. Und dann findet er auch noch, dass ich nicht schnell genug sei, man soll ihn wohl hören, noch bevor er geklingelt hat, und wenn man nur eine Minute zu spät kommt, dann »verdrückt« er gleich die schrecklichsten Wutausbrüche. Ach!, mein liebes Combray!, vielleicht werde ich dich nur tot wiedersehen, wenn man mich wie einen Stein in die Grube meines Grabes werfen wird. Doch dann werde ich ihn nicht mehr riechen, deinen schönen leuchtendweißen Dorn. Aber auch im Todesschlaf werde ich wohl noch diese drei Klingelzeichen hören, die mich schon zu Lebzeiten verdammt haben.«

Doch sie wurde von den Rufen des Westenschneiders im Hof unterbrochen, jenes Mannes, der damals, als sie Madame de Villeparisis besuchte, meiner Großmutter so gut gefallen hatte und der einen nicht minderen Rang in der Wertschätzung François einnahm. Er hatte gleich, als er hörte, wie sich unser Fenster öffnete, den Kopf gehoben und versuchte schon seit einem Weilchen, die Aufmerksamkeit seiner Nachbarin auf sich zu ziehen, um ihr einen

guten Tag zu wünschen. Die Koketterie des jungen Mädchens, das Françoise einmal gewesen war, läuterte dann für Monsieur Jupien das mürrische Gesicht unserer betagten, von Alter, schlechter Laune und Ofenhitze träge gewordenen Köchin, und mit einer bezaubernden Mischung aus Zurückhaltung, Vertraulichkeit und Schamhaftigkeit sandte sie dem Westenschneider einen anmutigen Gruß, doch ohne ihm laut zu antworten, denn wenn sie auch die Anweisungen von Maman insoweit missachtete, als sie in den Hof schaute, so hätte sie ihnen doch nicht so weit getrotzt, dass sie einen Schwatz durchs Fenster gewagt hätte, was ihr, in den Worten von Françoise, »eine Gardinenpredigt« von Maman eingebracht hätte. Sie wies ihn auf die bespannte Kutsche hin, als wollte sie sagen: »Schöne Pferde, das!«, und murmelte dabei: »So eine alte Schapracke!«, und zwar vor allem weil sie wusste, dass er ihr, mit der Hand am Mund, damit sie ihn verstünde, auch wenn er nur halblaut sprach, antworten würde: »Ihr könntet auch welche haben, wenn ihr wolltet, und vielleicht sogar noch mehr als die, aber ihr wollt das alles ja nicht.«

Und Françoise schloss nach einer bescheidenen, ausweichenden und entzückten Gebärde, die in etwa bedeutete: »Jeder nach seiner Fassung; hier macht man auf schlicht«, das Fenster, aus Angst, dass Maman kommen könnte. Dieses »ihr«, das mehr Pferde haben könnte als die Guermantès, das waren wir, aber Jupien sagte aus gutem Grund »ihr«, denn, abgesehen von gewissen, rein persönlichen Freuden der Eigenliebe (wie etwa der, mit einem entnervenden Lachen zu behaupten, sie sei gar nicht erkältet, wenn sie ohne Unterlass herumhustete und der ganze Haushalt fürchtete, sich an ihrer Erkältung anzustecken), lebte Françoise ähnlich jenen Pflanzen, die ein Tier, mit dem sie gänzlich eins geworden sind, mit dem Futter, das es erbeutet, ernährt, es für sie kaut, verdaut und ihnen in einem direkt assimilierbaren Endzustand anbietet, mit uns in

Symbiose; es waren wir mit unseren Tugenden, unserem Vermögen, unserem Lebensstil, unserer Stellung, die sich darum zu kümmern hatten, die kleinen Befriedigungen der Eigenliebe zu erwirtschaften, die – wobei noch das anerkannte Recht hinzukam, den Kult des Mittagmahles gemäß den überkommenen Gebräuchen in Freiheit auszuüben, inklusive dem kleinen Luftschöpfen am Fenster danach sowie diversen Schlendereien durch die Straßen, wenn sie ihre Einkäufe machte, und ferner Ausgang am Sonntag, um ihre Nichte zu besuchen – den unverzichtbaren Beitrag zur Zufriedenheit in ihrem Leben ausmachten. Damit versteht man auch, dass Françoise an den ersten Tagen in den Fängen – in einem Haus, in dem die Ehrentitel meines Vaters noch nicht bekannt waren – eines Übels, das sie selbst als Misslichkeit bezeichnete, so hatte verkümmern können, einer Misslichkeit in dem starken Sinne, den das Wort bei Corneille hat oder unter der Feder von Soldaten, die Selbstmord begehen, weil sie ihre Braut, ihr Dorf zu sehr »missen«. Die Misslichkeit von Françoise war nämlich gerade von Jupien bald behoben worden, denn er verschaffte ihr umgehend ein ebenso lebhaftes und noch erleseneres Vergnügen als das, das sie empfunden hätte, wenn wir uns entschlossen hätten, einen Wagen zu halten. »Vom Allerbesten, diese Juliens (Françoise passte gern neue Wörter an die an, die sie schon kannte), anständige Leute, und es steht ihnen ins Gesicht geschrieben.« Jupien hatte in der Tat begriffen und sagte das auch allen, dass wir, wenn wir keine Kutsche hielten, eben keine wollten. Dieser Freund von Françoise war selten zu Hause, da er eine Stelle in einem Ministerium bekommen hatte. Nachdem er zuvor mit dem »Wildfang«, den meine Großmutter für seine Tochter gehalten hatte, als Westenschneider tätig gewesen war, hatte er alles Interesse an der Ausübung dieses Berufs verloren, nachdem sich die Kleine, die damals schon, fast noch ein Kind, eine Rocknaht zu nähen verstand, als meine Großmutter ei-

nen Besuch bei Madame de Villeparisis machte, der Damenschneiderei zugewandt hatte und Rocknäherin geworden war. Zunächst als »Nähmädchen« bei einer Schneiderin angestellt, um hier einen Stich zu machen, da einen Volant umzunähen, einen Knopf oder einen »Knipser« anzubringen oder ein Taillenband mit Nadeln abzustecken, war sie bald zur zweiten, schließlich ersten Kraft geworden, und da sie sich einen Kundenkreis von Damen aus der besten Gesellschaft herangezogen hatte, arbeitete sie zu Hause, das heißt in unserem Hof, meistens mit einer oder zwei ihrer jungen Kolleginnen aus der Werkstatt, die sie als Lehrlinge beschäftigte. Seitdem war Jupiens Anwesenheit weniger wichtig geworden. Zweifellos hatte die Kleine, die groß geworden war, noch oft Westen zu schneiden. Aber dank der Hilfe ihrer Freundinnen brauchte sie sonst niemanden. So hatte also Jupien, ihr Onkel, eine Stelle gesucht. Anfangs hatte er noch zu Mittag nach Hause kommen können, dann aber, nachdem er endgültig denjenigen ersetzt hatte, für den er eingesprungen war, erst zur Abendbrozeit. Seine »Verbeamtung« vollzog sich glücklicherweise erst einige Wochen nach unserem Umzug, so dass die Freundlichkeit Jupiens lange genug ihre Wirkung ausüben konnte, um Françoise über die ersten schwierigen Tage ohne allzu großes Leid hinwegzuhelfen. Im übrigen muss ich, ohne den Nutzen leugnen zu wollen, den er für Françoise gewissermaßen als »Übergangsmedizin« hatte, bekennen, dass mir Jupien beim ersten Anblick nicht besonders gefallen hatte. Aus einigen Schritten Entfernung zerstörten seine Augen, die von einem teilnahmsvollen, untröstlichen und verträumten Blick überquollen, die Wirkung, die sonst seine vollen Wangen und seine blühende Gesichtsfarbe hervorgerufen hätten, und erweckten den Eindruck, er sei sehr krank oder gerade von einem schweren Trauerfall heimgesucht worden. Nicht nur war da nichts dergleichen, er erwies sich vielmehr, sobald er sprach, tadellos übrigens, als kalt

und spöttisch. Aus diesem Missklang zwischen seinem Blick und seinen Worten entsprang etwas Falsches, das nicht sympathisch war und durch das er wirkte, als fühle er selbst sich so peinlich befangen wie ein Gast in Alltagskleidung bei einem Empfang, auf dem alle im Frack sind, oder wie jemand, der einer Hoheit antworten muss und nicht recht weiß, wie man mit ihr spricht und, um diese Schwierigkeit zu umgehen, seine Sätze fast auf ein Nichts reduziert. Die von Jupien dagegen – denn das ist nur ein Vergleich – waren bezaubernd. Tatsächlich entdeckte ich recht schnell in ihm, womöglich in Entsprechung zu dieser Überflutung des Gesichts durch die Augen (auf die man nicht mehr achtgab, sobald man ihn erst einmal kannte), eine ungewöhnliche Intelligenz, eine der natürlichsten literarischen, die kennenzulernen mir je vergönnt war, und zwar in dem Sinne, dass er, wahrscheinlich ohne weitere Bildung, die kunstfertigsten Konstruktionen der Sprache beherrschte oder sie allein mit Hilfe einiger hastig überflogener Bücher in sich aufgenommen hatte. Die begabtesten Leute, die ich gekannt hatte, waren früh gestorben. So war ich überzeugt, dass auch das Leben von Jupien schnell enden würde. Er kannte Güte, Mitgefühl, die zartesten, großherzigsten Gefühle. Seine Rolle im Leben von Françoise war schon bald nicht mehr unverzichtbar. Sie hatte gelernt, ihn zu ersetzen.

Selbst wenn ein Lieferant oder Bediensteter uns irgendein Paket brachte und sie sich den Anschein gab, als nähme sie ihn gar nicht weiter zur Kenntnis, und ihm, während sie mit ihrer Arbeit fortfuhr, nur mit einer geistesabwesenden Miene einen Stuhl anbot, verstand Françoise die wenigen Augenblicke, die er in der Küche verbrachte, um auf Mamans Antwort zu warten, so geschickt zu nutzen, dass nur selten einer wieder ging, ohne die Gewissheit unauslöschlich in sein Gedächtnis eingeprägt mitzunehmen, dass wir, »wenn wir keine haben, keine haben, weil wir keine wollen«.